

Festvortrag anlässlich des 60. Geburtstages  
von Professor Dr. Helwig Schmidt-Glintzer  
am 25. Juni 2008 in Wolfenbüttel

Lieber Herr Schmidt-Glintzer,  
lieber Herr Arnold,  
verehrte Festgäste,  
meine sehr geehrten Damen und Herren,

anlässlich Ihres runden Geburtstages, zu dem auch ich Ihnen ganz herzlich gratulieren möchte, wurden und werden Sie, lieber Herr Schmidt-Glintzer, mit vielen guten Wünschen, zahlreichen Geschenken und allerlei Sympathiebekundungen überhäuft, aber hoffentlich nicht davon überwältigt. Unser Hannoveraner Haus- und Hofdichter, Wilhelm Busch, hält für solche Fälle einen in Reime gefassten Ratschlag parat:

„Will das Glück nach seinem Sinn  
Dir was Gutes schenken,  
Sage Dank und nimm es hin  
Ohne viel Bedenken.“

Vielleicht hilft es ja auch, sich daran zu erinnern, dass in früheren Jahrhunderten, insbesondere in der ersten großen Blütezeit der Wolfenbütteler Bibliothek, der sechzigste Geburtstag ein noch viel größeres – und zugleich weitaus selteneres – Ereignis war als heute. Damals hätte man vermutlich ein großes Gartenfest veranstaltet. Sicherlich wäre auch das ein oder andere Gelegenheitsgedicht vorgetragen worden, wie zum Beispiel das folgende, aus dem Kontext des von der VolkswagenStiftung über zwei Jahrzehnte an der Universität Osnabrück (Professor Dr. Klaus Garber) geförderten Handbuchs des Gelegenheitschrifttums stammende Werk, dessen erste Strophe lautet:

„Heil! dem Manne, der am Abend seines Lebens,  
im Bewußtsein, daß kein Tag vergebens  
ihm dahin floß, trotz des Alters Bürde,  
da steht mit Würde.“

Nun, ich hoffe, lieber Herr Schmidt-Glitzer, dass der Abend Ihres Lebens noch möglichst lange auf sich warten lässt. Für die kommenden Jahre wünsche ich Ihnen weiterhin eine stabile Gesundheit, Fortune, Schaffenskraft und nicht zuletzt ganz viel Lebensfreude. Die Bürde und Würde Ihres Amtes als Direktor der Herzog August Bibliothek möge auch in Zukunft zu vielen erfreulichen Entwicklungen führen, die den Standort Wolfenbüttel auf dem Globus der kulturell-geistigen und geisteswissenschaftlichen Welt noch stärker als bisher schon zum Leuchten bringen. Soweit die VolkswagenStiftung oder auch ich selbst – etwa in meiner ehrenamtlichen Funktion als Vorsitzender des Förderkreises Musikkultur des Landes Niedersachsen und somit für den Aufbau der Landesmusikakademie hier in Wolfenbüttel – dazu beitragen können, stehen wir Ihnen auch in Zukunft gerne zur Seite.

## I. Zur Einstimmung

Doch nun zum Thema meines Vortrags „Aus der Zeit gefallen? Chancen und Risiken der Geisteswissenschaften“. Mancher von Ihnen wird vielleicht fragen: „Ist es nicht selbst ein wenig aus der Zeit gefallen?“ Nach dem Jahr der Geisteswissenschaften, in dem das große wie das kleine ABC der Menschheit in hunderten von Veranstaltungen ausbuchstabiert wurde, und bereits mitten im Jahr der Mathematik könnte es in der Tat wie ein Anachronismus wirken, die Schlachten vergangener Tage noch einmal schlagen oder alte Wunden lecken zu wollen.

Letzteres scheint ohnehin eine Spezialität der Geisteswissenschaften zu sein. Fast ist man geneigt, aus einem der Werke Ihres Vorgängers Gotthold Ephraim Lessing zu zitieren: „Klagen, nichts als Klagen!“ (so der Prinz in „Emilia Galotti“). Von der Politik allzu lange vernachlässigt, schlecht ausgestattet, unterfinanziert und nahezu chancenlos im Wettbewerb um die großen Drittmitteltöpfe der öffentlichen Hand scheinen sie ein erbarmungswürdiges Dasein zu fristen. Drei Zitate mögen hier genügen, um dieses krisenhafte Selbstbild der Geisteswissenschaften zu illustrieren:

- „In vielen geisteswissenschaftlichen Fächern steht man bereits mit dem Rücken zur Wand. Weitere Kürzungen werden in machen Bereichen unmittelbar zum Exitus führen.“ (Hans-Joachim Gehrke in der DFG-Zeitschrift *Forschung*, 1/ 2008, S. 3)
- „Über den Geisteswissenschaften liegt nämlich ein wissenschaftsideologischer Fluch, den 1959 Charles Percy Snow, Physiker, Romancier und hoher britischer Staatsbeamter mit seiner Rede von den zwei Kulturen, der naturwissenschaftlichen und der geisteswissenschaftlichen („literarischen“) Kultur in die Welt gesetzt hat. Er tat dies eher nebenbei, in einer Art Sonntagsrede und doch mit ungeheurer Wirkung, vor allem bei den Geisteswissenschaftlern. Diese Wirkung besagt denn auch vielleicht nicht so sehr etwas über den Wahrheitsgehalt der Snowschen Vorstellungen, als viel mehr etwas über die Nervosität und den Selbstzweifel, die die Geisteswissenschaften ergriffen haben.“ (Jürgen Mittelstraß: „Glanz und Elend der Geisteswissenschaften“, 1989, S. 7)
- „Wo noch vor 15 Jahren die Rede- und Ideenschlacht tobte, gibt es heute als Geräusch nur noch die leise Klage der Hochschullehrer über die dürftigen Schreib- und Leseversuche einer sprachlos gewordenen Generation und den beflissenen Wortschwall von Studenten, deren abgeleiertes Referat vom meditativen Klappern der Stricknadeln begleitet wird, in der Hoffnung, dem geistigen Leben durch handwerkliche Nebentätigkeit noch einen Hauch von Sinn abzurufen.“ (Joachim Dyck, in der „Zeit“ aus dem Jahre 1985)

Von diesen drei Äußerungen ist nur die erste aktuell, und zwar von Professor Dr. Hans-Joachim Gehrke aus der DFG-Zeitschrift „Forschung“. Die beiden anderen stammen aus den 1980er Jahren und zwar das zweite von Professor Jürgen Mittelstraß und das letzte von dem Oldenburger Germanisten Joachim Dyck. Sie zeigen, dass laut klapperndes Klagen offenbar seit eh und je zum geisteswissenschaftlichen Handwerk gehört.

Ich möchte nun keineswegs in den vielstimmigen Chor der Verzweifelten und Benachteiligten einstimmen (es würde ja auch nicht zum heutigen Geburtstagsfest passen!), sondern vielmehr anhand von vier Themenfeldern, die allesamt mit einem großen „I“ beginnen, nämlich Infrastruktur, Innovation, Interdisziplinarität und Internationalität, versuchen, gewissermaßen jenseits der „Gekränktheitsrhetorik“ (Peter Strohschneider) zwar auch die Risiken anzusprechen, aber insbesondere die Entwick-

lungschancen der Geisteswissenschaften aufzuzeigen – und wie ein privater Förderer, nämlich die VolkswagenStiftung, ihnen helfen kann, diese Chancen zu nutzen.

## II. Infrastruktur

Gerade an diesem kulturhistorisch so bedeutsamen Ort erscheint es beinahe überflüssig, auf die fundamentale Bedeutung von Bibliotheken, Archiven und Museen für unser kulturelles Gedächtnis hinzuweisen. Dagegen halte ich es jedoch für unerlässlich, den rasanten Wandel, dem diese Institutionen unterliegen, nicht zuletzt das Spannungsfeld zwischen der gerade in Zeiten des Internet immer weiter zunehmenden Schnellebigkeit und dem für Bibliotheken, Archive und Museen so zentralen Anliegen der Langzeitverfügbarkeit ihrer Bestände, in den Blick zu nehmen. In seiner Zeit als Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz hat Klaus-Dieter Lehmann dies einmal wie folgt auf den Punkt gebracht:

„Unsere Zeit wird bestimmt durch organisierte Gleichzeitigkeit, mediale Flüchtigkeit und ständige Beschleunigung. Für diese ‚Beschleunigung der Geschichte‘ ist nicht mehr Dauerhaftigkeit, Linearität und Kontinuität typisch, sondern rascher Wandel. Die Einheit der geschichtlichen Zeit ist zerbrochen. Zeit aber, sagt der Philosoph Henri Bergson, kann nur vergehen vor dem Hintergrund dessen, was bestehen bleibt, oder mit einem Zitat von Eduard Herriot ausgedrückt: ‚Kultur ist das, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat.‘“ (Klaus-Dieter Lehmann: Buch, Bild und Bibliothek in Zeiten des Internet, dokumentiert in dem Band zur 56. Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen vom 10. – 12. Mai 2000 in Weimar S. 192.)

Die von Lehmann bei der Weimarer Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen im Jahre 2000 angesprochene Geschwindigkeit der Veränderung hat sich seither noch einmal drastisch erhöht. Viele der technischen Möglichkeiten, der Internet-Unternehmen und auch der Nutzungen elektronischer Kommunikationsmittel sind erst im Laufe der 1990er Jahre entstanden und haben sich seither rasant ausgebreitet. Wie man der Internet-Seite „Did you know?“ entnehmen kann, verzeichnet alleine eine Kommunikationsplattform wie „My Space“ inzwischen 230.000 neue Besucher pro Tag, auf „You tube“ gab es mittlerweile 250 Millionen Nutzer und bei Google be-

laufen sich die Internetrecherchen auf 2,7 Milliarden – aber nicht etwa pro Jahr, sondern pro Monat. Der weltweiten Buchproduktion scheint dies allerdings keinen Abbruch getan zu haben; denn deren Zahl beläuft sich auf mehr als 3.000 neue Bücher pro Tag.

Es gehört zu den Paradoxien dieser Veränderungsdynamik, dass mittels Suchmaschinen und Plattformen immer mehr Materialien, darunter auch kulturhistorisch besonders wertvolle Quellen, geradezu ubiquitär verfügbar werden. Zugleich lösen sich jedoch die technischen Medien in immer kürzer werdenden Abständen ab. Indem die neuen Medien die Gleichzeitigkeit, Interaktivität und Offenheit des Zugangs fördern, eröffnen sie auch der Forschung ganz neue Möglichkeiten. Sorgen machen muss aber die Vernachlässigung der Dauerhaftigkeit der Dokumentationen: Kurzlebigkeit als Folge der schnellen Verfügbarkeit!

Für eine private Förderinstitution wie die VolkswagenStiftung, die sich seit Beginn ihrer Tätigkeit mit einer ganzen Reihe von Förderschwerpunkten und Initiativen dem Erfassen, Erschließen und Erhalten von Kulturgut zugewandt hat, bedeutet die digitale Revolution in der wissenschaftlichen Kommunikation und Dokumentation eine enorme Herausforderung. Vor dem Hintergrund ihrer großen Förderungen zur Sammlung deutscher Drucke, zum Handbuch der historischen Buchbestände, zum Auf- und Ausbau von Restaurierungswerkstätten sowie zur Startfinanzierung zahlreicher Institutes of Advanced Study sieht sie sich gewissermaßen selbst in einer Fördertradition, die auch weiterhin für Innovationen offen und für Pilotprojekte ebenso wie akute Rettungsmaßnahmen (vgl. zuletzt der Brand in der Anna Amalia Bibliothek und seine Folgen) jederzeit ansprechbar ist. Indem wir gemeinsam mit der Wissenschaft Inseln des Gelingens schaffen, hoffen wir darauf, damit zugleich Impulse für größer angelegte Programme der öffentlichen Hand zu geben. Dass man dabei unerschrocken die Rolle des Vorreiters spielen und anschließend bisweilen geduldig sein muss, zeigt unsere Ende der 1990er Jahre gestartete Förderinitiative zur Dokumentation bedrohter Sprachen, die in den letzten Jahren erfreulicherweise von zahlreichen anderen Förderinstitutionen des In- und Auslandes aufgegriffen und weiterentwickelt worden ist. Mit Victor Hugo gilt vor allem auf diesem Feld der Satz: „Es gibt nichts Mächtigeres als eine Idee, deren Zeit gekommen ist.“

### III. Innovation

Damit bin ich gewissermaßen nahtlos bei meinem zweiten „I“ angekommen: Innovation. Dieses Wort weist in der Tat so viele Facetten auf, die allesamt irgendwie mit Erneuerung, Neuheit und Veränderung assoziiert werden, dass es schwer fällt, den Begriff präzise zu fassen. Erst recht reicht ein solch vager Innovationsbegriff nicht aus, um die Veränderungsprozesse in der Wissenschaft auch nur einigermaßen adäquat abzubilden; denn schließlich müssen Innovationen nicht immer auch profitabel sein, um weiterverfolgt zu werden, sondern vor allem dem Erreichen qualitativer Ziele dienen, deren Erfolg sich zudem oft erst Jahre später feststellen lässt. Auch kann es nicht nur um mehr oder weniger erfolgreiche „Produktinnovationen“ gehen, sondern immer auch um Prozesse, in denen es letztlich darauf ankommt, den rasanten Wandel zur Wissensgesellschaft aktiv zu gestalten und sich eben nicht „abhängen“ oder „überrollen“ zu lassen.

Für viele Geisteswissenschaftler, die sich als „Hüter unserer eigenen und fremden Traditionen“ (Gehrke) verstehen, gilt der Innovationsbegriff und mit ihm nahezu jede Zukunftsorientierung als Gegenpol dessen, was für sie im Vordergrund steht. Sie sehen den Blick in die Vergangenheit, das verstehende Aneignen, Begreifen und Vermitteln von Traditionszusammenhängen als ihre ureigenste und einzige Aufgabe an. Und sie erfüllen damit geradezu paradigmatisch eine Feststellung aus Bettina von Arnims „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, in dem es heißt: „Die Gelehrsamkeit versteht ja doch nur höchstens, was schon da war, aber nicht das, was da kommen soll.“ Man könnte sogar soweit gehen, dass mit einer solchen Haltung die Geisteswissenschaften selbst das landläufige, des Öfteren auch von naturwissenschaftlicher Seite geäußerte Vorurteil bestätigen, demzufolge sich die Geisteswissenschaften allzu sehr mit „der Asche der Vergangenheit“ befassten, während es doch vor allem darauf ankomme, „das Feuer der Zukunft“ voranzutragen und möglichst naturwissenschaftlich-technische Forschung mit schnell messbaren Ergebnissen zu betreiben. Ich halte dies für einen falschen Gegensatz; denn ein allein aus dem Hier und Jetzt gespeistes „Feuer der Erkenntnis“ dürfte sich nur allzu häufig als ein rasch verglühendes Strohfeuer erweisen. Sie, lieber Herr Schmidt-Glintzer, haben anlässlich unserer Veranstaltung im niedersächsischen Landtag im Januar 2007 dieses Aufgabenfeld der Geisteswissenschaften weit über die Forschungsbibliotheken hinaus als

„überlebensnotwendig“ bezeichnet, nämlich „dass wir uns angesichts der Beschleunigung der wissenschaftlich-technischen Entwicklung in ähnlich intensiver Weise mit der Entwicklungsgeschichte der Moderne auseinandersetzen. Mit anderen Worten: Je größer die Veränderungen, desto größer die Notwendigkeit der Beschäftigung mit der Vorgeschichte der Gegenwart.“ (S. 568)

Man muss deshalb noch kein Freund von Odo Marquards Aufforderung an die Geisteswissenschaften sein, ihre „Unvermeidlichkeit“ durch die „Kompensation von Modernisierungsschäden“ der Natur- und Technikwissenschaften unter Beweis zu stellen (1985). Einem ebenso erinnerungs- wie hemmungslosen Fortschrittsglauben können wir jedoch nur erfolgreich entgegenwirken, wenn wir bereit sind, immer wieder neue Sichtachsen zu schaffen sowie über Zeiten und Grenzen hinweg zu lernen und zwar in der Überzeugung, dass gerade das Vergangene im Gegenwärtigen präsent sein muss, wenn wir die Zukunft gestalten wollen. Neben ihrer geradezu klassischen Funktion der Memoria, des kulturellen Gedächtnisses, nämlich unser kulturelles Erbe zu erschließen, zu bewahren und immer wieder neu zu vermitteln, sehe ich die vielleicht wichtigste Funktion der Geisteswissenschaften darin, durch vorbeugendes Nachdenken dazu beizutragen, unser Reflektionspotenzial zu erhöhen und damit letztlich auch unsere Handlungsoptionen für die Zukunft klarer herauszuarbeiten. Gerade in einer Zeit großer Verunsicherung ist vorbeugendes Nachdenken mehr denn je eine unverzichtbare Aufgabe der Geisteswissenschaften. Deshalb zielen wir mit unseren Initiativen zu den „Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften“ und auch - gemeinsam mit der Thyssen Stiftung – in „Pro-Geisteswissenschaften“ darauf ab, Vorhaben zu fördern, die die Geisteswissenschaften wieder stärker in den Kontext öffentlich diskutierter Probleme und Fragestellungen einbinden, im Falle der „Schlüsselthemen“ sogar nach Möglichkeit unter Einschluss naturwissenschaftlicher Expertinnen und Experten. Dabei kann es nicht darum gehen, die Schäden und Schwächen der anderen Seite zu kompensieren, sondern gemeinsam die Probleme zu analysieren, zu interpretieren und Ergebnisse zu erzielen, im besten Fall sogar Lösungen anzubieten.

#### IV. Interdisziplinarität

„Ebenso wie Eiscreme gibt es Interdisziplinarität in unterschiedlichen Geschmacksrichtungen. Einige davon sind nur schwer zu verdauen, insbesondere wenn sie eine große Kluft zwischen Denkschemata, Sprachen und Begrifflichkeiten zu überwinden haben. Andere erscheinen uns so natürlich und bekömmlich wie das tägliche Leben.“ - So heißt es im Vorwort von Christoph-Friedrich von Braun für die „Briefe zur Interdisziplinarität“, die die Andrea von Braun Stiftung herausgibt (Heft 1, Juni 2008, S. 2). Und wenn man sich die dort aufgeführten Themen der von ihr geförderten Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler anschaut, wird sofort klar, dass sie nur interdisziplinär sinnvoll zu bearbeiten sind: „Der Körper als Bindeglied zwischen Film und Religion“, „Zwischen, vor und über Grenzen“, „Die Gestalt des öffentlichen Raumes“ sowie „Die Verhöflichung des Lachens“. Dennoch besteht kein Zweifel daran, dass im Wissenschaftsbetrieb selbst die disziplinäre Orientierung dominiert: Einzelwissenschaftliche Referenzsysteme stehen mit Blick auf Qualitätssicherung (Standards), Zertifizierung durch Verleihung akademischer Grade, Reputation, Stabilität des Umfeldes und nicht zuletzt Karriereaussichten im Vordergrund. Sie bilden die universitäre Organisationsform des Wissens!

Die großen Fragen, die sich dem einzelwissenschaftlichen Zugriff entziehen, können zwar nur im interdisziplinären Verbund sinnvoll angegangen werden, dabei müssten dann jedoch ganz andere Aspekte, nämlich Problemadäquatheit, Relevanz, Veränderungsprozesse, Komplexität sowie – und das ist für den wissenschaftlichen Nachwuchs besonders bedeutsam – Fragen der Karriereaussichten im Vordergrund stehen. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erwarten von der Wissenschaft Lösungen für die „großen“ Fragen und nicht bloß kleinteilige Antworten. In dem Versuch, eine neue Balance zwischen der notwendigen fachwissenschaftlichen Profilierung des Einzelnen und der bei diesem häufig anzutreffenden Ideosynkrasie gegen Kooperation einerseits sowie der ebenso notwendigen Bündelung von Forschungs- und Lehrkapazität andererseits herzustellen, wird zumeist nur eine weitgehend berührungsfreie, additional Interdisziplinarität praktiziert. Jede Disziplin verfolgt auf diese Weise letztlich unter dem gemeinsamen Dach nur ihre je eigene Fragestellung. Integrative Perspektiven stehen zwar auf dem oft sehr geduldigen Antragspapier; im Forschungsalltag kommen sie jedoch nur selten zur Geltung. Die Anstrengung, ein gemeinsames methodisches Vorgehen, gar gemeinsame Veröffentlichungen hervorzubringen, wird

unter karrierebezogenen Kosten-Nutzen-Erwägungen zumeist gar nicht erst unternommen.

Im Zeitalter einer an den führenden Fachzeitschriften des jeweiligen Gebiets orientierten Vermessung der Wissenschaft mag dies gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine durchaus verständliche Strategie sein, zumal die Zeitzyklen der Forschungsförderung mit ihren immer noch vorherrschenden zwei- bis dreijährigen Förderzeiträumen eine enge Fokussierung geradezu befördern. Wer also mehr Risikobereitschaft und ein die disziplinären Grenzen überschreitendes Forschen befördern will, der muss auch bereit sein, nach einmal erfolgter Auswahl der Besten diesen Vertrauen und Geduld zu schenken für sehr viel längere Zeiträume: Fünf bis sieben Jahre, vielleicht auch acht bis zehn Jahre, wie wir dies mit den Dilthey- und Schumpeter-Fellowships versuchen. Nur so können Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftler verlockt werden, die Kernbereiche ihrer jeweiligen Disziplinen zu verlassen und im unsicheren Grenzland zwischen den etablierten Fächern neu zu siedeln. Sprechfähigkeit über die eigenen Disziplingrenzen hinweg ist ohne die Anstrengung der Einarbeitung in zumindest den Denkraum des anderen Faches nicht zu haben. Und die kostet Zeit!

Mit Blick auf die im Wesentlichen universitärbasierte geisteswissenschaftliche Forschung schaue ich in letzter Zeit ein wenig optimistischer in die Zukunft; denn nicht zuletzt im Kontext der Exzellenzinitiative haben sich neue institutionelle Strukturen und auch veränderte Formen der Nachwuchsförderung herausgebildet, die gerade für inter- und transdisziplinäre Vorhaben neue Perspektiven eröffnen. Nicht zuletzt durch die neuen „tenure track-Perspektiven“ ergeben sich für herausragende Nachwuchswissenschaftlerinnen und –wissenschaftler wesentlich verlässlichere Karriereaussichten, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war. Mit der Herausbildung von Zentren, Clustern und verschiedenen Institutes of Advanced Study (wie z. B. das Zukunftskolleg in Konstanz und das Lichtenberg-Kolleg in Göttingen) werden erstmals in größerer Zahl Juniorprofessorinnen und –professoren rekrutiert, die aufgrund ihrer interdisziplinären, problemorientierten Forschungsleistungen ein Angebot mit Langzeitperspektiven erhalten. Es bleibt freilich abzuwarten, wie in den nächsten Entscheidungsschritten mit diesen Perspektiven umgegangen wird. Insgesamt gesehen ergeben sich damit, wie z. B. auch über die Lichtenbergprofessuren der VolkswagenStiftung, bessere Karriereaussichten für Forscherinnen und Forscher im Grenzbereich unterschiedlicher Disziplinen. Dies dürfte auch dem internationalen

Ansehen des deutschen Wissenschaftssystems aufhelfen. Damit könnte zugleich jene produktive Wechselwirkung ermöglicht werden, die der Physiker Werner Heisenberg in seinen „Gifford lectures“, die unter dem Titel „Physik und Philosophie“ auch auf deutsch erschienen sind, wie folgt charakterisiert hat:

„Wahrscheinlich darf man ganz allgemein sagen, dass sich in der Geschichte des menschlichen Denkens oft die fruchtbarsten Entwicklungen dort ergeben haben, wo zwei verschiedene Arten des Denkens ihre Wurzeln in verschiedenen Gebieten der menschlichen Kultur haben mögen, oder in verschiedenen Zeiten, in verschiedenen religiösen Traditionen. Wenn sie sich nur wirklich treffen, das heißt, wenn sie wenigstens so weit zueinander in Beziehung treten, dass eine echte Wechselwirkung stattfindet, dann kann man darauf hoffen, dass neue und interessante Entwicklungen folgen.“ (Physik und Philosophie, Stuttgart 1959, S. 181).

## **V. Internationalität**

Das Überschreiten disziplinärer, institutioneller und nationaler Grenzen zu fördern gehört seit jeher zum Selbstverständnis der VolkswagenStiftung. Wissenschaft ist ohne internationale Zusammenarbeit undenkbar. Zugleich fordern das Zusammenwachsen Europas und der Prozess der Globalisierung Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie in besonderer Weise heraus. Wenn unser Land ein attraktiver und lebendiger Platz für Forschung, Lehre und Innovation bleiben bzw. wieder werden soll, dann ist es unerlässlich, eine Kultur der Weltoffenheit und Internationalität zu entwickeln. Gerade die Geisteswissenschaften können dazu beitragen, neue Sichtachsen und Lernmöglichkeiten über Grenzen und Zeiten hinweg zu schaffen. Dabei gilt es anzuerkennen, was Wolf Leppenes bereits beim Berliner Bildungsforum 1997 formuliert hat: „Die Europäisierung der Erde ist an ihr Ende gekommen“, unsere Denkstile und Denkwerkzeuge seien geprägt von der langen Tradition des Umgangs mit der Kultur überernährter Bevölkerungen. In der Öffnung für die Welt aber, d. h. nicht zuletzt für die nicht-europäische und die nicht-westliche Welt, liege unsere größte Aufgabe und die entscheidende Herausforderung. Denn wir täuschten uns, wenn wir in unserer Anstrengung, das Fremde zu verstehen und zugleich für Fremde attraktiv zu werden oder zu bleiben, nachlassen, weil wir glauben, dass die Welt oh-

nehin immer einförmiger wird. Die Zeit der sogenannten Globalisierung sei eine „Zeit der intellektuellen Kontinentalsperren“ geblieben.

Noch immer bestehen viele dieser intellektuellen Kontinentalsperren, und zwar auch innerhalb Europas, insbesondere entlang der früheren Grenze des „eisernen Vorhangs“. Darauf hat der Rektor des New Europe College, Bukarest, und ehemalige rumänische Kultur- (1989 – 1991) und Außenminister (1997 – 1999) Andrei Pleșu vor einigen Jahren eindrücklich hingewiesen: „Ideal wäre es“, so Pleșu, „eine gute Proportionalität zwischen den Anforderungen der Kompatibilisierung von Ost und West, den lokalen Bedürfnissen bzw. Dringlichkeiten, aber auch den tieferen Erwartungen der Forscher im Osten zu finden.“ (In „Zukunft stiften“, Hildesheim 2002, S. 122). Es handele sich dabei um jene Forscher, die sich gezwungenermaßen jahrzehntelang nur mit vorgeschriebenen Themen zu beschäftigen hatten, von denen man nun nicht verlangen könne, dass sie von heute auf morgen einsähen, dass man, nur um an Geld heranzukommen, das wissenschaftliche Interesse in einem neuen Theorie- oder Themenrepertoire verpacken müsse. In anderen Worten: Das, was heute nicht politisch konform und wissenschaftlich in Mode ist, sei in seiner Beengung und in seiner „geistigen Grausamkeit“ kaum etwas anderes, als die politisch diktierten Tabus von früher.

Es muss gerade den Geisteswissenschaften im erweiterten Europa, so denke ich, die Möglichkeit gegeben werden, sich (wieder) mit ihren ureigensten Themen zu beschäftigen und sich dabei nicht um der Neuigkeit willen einem anderen Themen- und Methodenkanon zu unterwerfen. Dabei sollten Lerneffekte und Wissenstransfer nicht nur in eine Richtung von statten gehen. Aus dem Zusammentreffen mit für uns vergangenen und aus der Mode gekommen erscheinenden Methoden und Themen lässt sich möglicherweise erkennen, was wir verlernt haben und wo wir in der westlichen Welt vielleicht hier und da über das Ziel hinausgeschossen sind. Eine solche Chance, das Spannungsfeld zwischen Innovation und Tradition produktiv zu nutzen, wird sich den Geisteswissenschaften in Europa wohl sobald nicht mehr bieten. Deshalb hat die VolkswagenStiftung auch seit Beginn der 1990er Jahre in zwei aufeinander folgenden Förderinitiativen, „Gemeinsame Wege nach Europa“ sowie in „Einheit in der Vielfalt? Grundlagen und Voraussetzungen eines erweiterten Europas“, gerade dem Wiederaufbau und Ausbau geisteswissenschaftlicher Forschung in Mittel- und Osteuropa besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Mittlerweile ist Globalisierung zum prägenden Phänomen unserer Zeit geworden. Sie umfasst längst nicht mehr nur den alles entscheidenden Prozess der internationalen Arbeitsteilung, in der Güterproduktion ebenso wie in den Finanzdienstleistungen, sondern greift in nahezu alle sozialen und kulturellen Prozesse unserer Gesellschaft ein. Der rasante Fortschritt in der Entwicklung neuer Kommunikationstechnologien und die Liberalisierung der Finanzmärkte haben das Ausmaß und die Geschwindigkeit der Internationalisierung der Lebensverhältnisse in einer bisher nie gekannten Weise vorangetrieben. Damit verbunden sind zugleich die Wachstumschancen und Hoffnungen auf Teilhabe am wirtschaftlichen Wohlstand, aber auch Ängste und Sorgen, von den negativen Effekten immer rascher sich vollziehender Produktionsverlagerungen erfasst zu werden.

Für die Geisteswissenschaften und die sie fördernden Institutionen bedeutet dies insbesondere, dass sie künftig noch größere Aufmerksamkeit als bisher auf das Problem der Nicht-Teilhabe von Kolleginnen und Kollegen aus den Entwicklungsländern richten müssen. So versucht die VolkswagenStiftung seit einigen Jahren mit ihrer Förderinitiative „Wissen für Morgen – Kooperative Forschungsvorhaben im Subsaharischen Afrika“ neue Wege zu gehen, die vor allem ein Ziel haben: Im Subsaharischen Afrika den wissenschaftlichen Nachwuchs in internationale Forschungskontexte einzubinden und ihn somit für den internationalen Wettbewerb fit zu machen. Im Sinne einer „nachhaltigen Förderung“ sehr guter junger Forscherinnen und Forscher geht es vor allem darum, in der Region Möglichkeiten zur Höherqualifizierung und zum weiteren Wirken als Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer zu schaffen. Wir müssen die alten Asymmetrien zumindest schrittweise überwinden und uns nach und nach in Richtung symmetrischer Partnerschaften entwickeln. Dazu gehört neben einer intensiven Nord-Süd-Kooperation vor allem die Stärkung und Erweiterung innerafrikanischer wissenschaftlicher Netzwerke. Für uns in Europa ist langfristig nur ein Afrika, das sich auf die eigenen Kräfte besinnen und verlassen kann, ein wirklicher Partner. Gerade auch im kulturwissenschaftlichen Bereich ergeben sich hier zahlreiche Möglichkeiten, wie wir sie z. B. mit der Ausschreibung zum Themenfeld „Negotiating Culture“ im letzten Jahr eröffnet haben.

Vor allem hinsichtlich der Risiken und Chancen von Globalisierungsprozessen sind noch viele Fragen offen. Gefordert ist daher eine verstärkte wissenschaftliche Zusammenarbeit über Grenzen hinweg; nur auf der Grundlage neuen Wissens können die künftigen globalen Herausforderungen wirkungsvoll gelöst werden. In der Konse-

quenz bedeutet dies für künftige Forschungsvorhaben, dass sie den Prozess der Globalisierung zu einem konstitutiven Moment der Architektur ihres jeweiligen Projekts machen müssen. Dies verlangt zum einen die Integration von Forschern aus unterschiedlichen Disziplinen und Kulturen und zum anderen die feste Vernetzung mit einem weltweit zu bildenden Kranz von Forscherinnen und Forschern, die sich in den Horizont der jeweiligen Fragestellung einbringen können. Umgekehrt macht eine wirkungsvolle Nutzung von Globalisierungschancen aber auch den zunehmenden Erwerb von kulturspezifischen Kenntnissen durch den Einzelnen notwendig. Diese Forderung richtet sich gleichermaßen an alle, die am globalen Wissenswettbewerb teilnehmen wollen, können oder müssen. Folglich bedarf es auf dem modernen Weiterbildungsmarkt entsprechender geisteswissenschaftlich fundierter Angebote zur Förderung interkultureller Kompetenzen. Auch dazu sollten wir Geisteswissenschaftler uns nicht zu schade sein!

## VI. Förderperspektiven – Geld, Zeit und Raum

Wie ich anhand der vier „Is“ – Infrastruktur, Innovation, Interdisziplinarität und Internationalität – zu zeigen versucht habe, kommt in einer zunehmend auch im Hochschul- und Forschungsbereich globalisierten Welt dem Wissen eine immer größere Bedeutung zu. Das heute nahezu simultane Herstellen, Aufbereiten und Vermitteln von neuem Wissen macht zugleich ein neues Selbstverständnis von Wissenschaft und Forschung notwendig: Von einem homogen strukturierten, durch innerwissenschaftliche Diskurse geprägten, institutionell fest verankerten Prozess hin zu offeneren, oft durch außerwissenschaftliche Fragestellungen angestoßenen und durch dezidierten Gesellschaftsbezug sowie problembezogenes methodisches Vorgehen geprägten Verfahren.

Dass sich die kontinentaleuropäischen Geistes- und Naturwissenschaften vor diesen Veränderungen zu lange versteckt haben, hatte seinen guten Grund: Die als Vorbild dienende deutsche Forschungsuniversität und ihre disziplinäre Spitzenforschung machte Deutschland im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einer weltweit führenden Wissenschaftsnation. Doch schon seit den 1890er Jahren begann die wissenschaftliche Entwicklung vor allem in den naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen, die seit Humboldt zur Alleinideologie erhobene Einheit von Forschung und Leh-

re zu sprengen. Das zunehmende Unvermögen der Institution Universität, den sich ihr stellenden Aufgaben – humanistische Menschenbildung, berufliche Fachbildung und wissenschaftliche Forschung – gleichermaßen gerecht zu werden, so schreibt Bernhard vom Brocke in seinem Aufsatz über die Entstehung der deutschen Forschungsuniversität, bewirkte eine ständig wachsende Diskrepanz zwischen der Universitätsidee des Neuhumanismus und der tatsächlichen Hochschulstruktur.

Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren also die bis heute virulenten Probleme des kontinentaleuropäischen Hochschulsystems im Kern vorgezeichnet: Die unzureichende Berücksichtigung neuer Disziplinen im Rahmen der traditionellen Universitätseinteilung, die zunehmende Spezialisierung auf allen Gebieten, die Unmöglichkeit interdisziplinären Forschens innerhalb der gegebenen und von den Professoren zu meist vehement verteidigten Strukturen sowie die nicht zuletzt auch daraus resultierende Explosion der Kosten in den Natur- und Technikwissenschaften, die sich dann wiederum auf Einsparnotwendigkeiten in den Geisteswissenschaften negativ auswirkten.

Der fraglos berechtigte Stolz über ein früher vorbildliches und produktives Hochschulsystem ist zu einer kontraproduktiven Mentalität der Besitzstandswahrung, zu einer Blindheit gegenüber der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Realität geworden. Deshalb erscheint es umso dringlicher, nun – trotz vielfacher Belastungen im Hochschulalltag – den Blick nach vorne zu richten auf neue Gestaltungsmöglichkeiten. Gerade vor dem Hintergrund der geschilderten Globalisierungsprozesse können die Geisteswissenschaften im institutionellen Kontext der sich weiter internationalisierenden Universitäten durchaus profitieren. Dazu müssten sie jedoch bereit sein, sich stärker als bisher in aktuelle Debatten und Ausbildungserfordernisse einzumischen.

Anhand der verschiedenen Förderinitiativen der VolkswagenStiftung, die sich im Übrigen leicht um eindrucksvolle Beispiele anderer Stiftungen ergänzen ließen, hoffe ich deutlich gemacht zu haben, welch immenses geisteswissenschaftliches Förderpotenzial sowohl für ein erweitertes Europa als auch für ein sich globalisierendes Wissenschaftssystem vorhanden ist. Dieses gilt es in neuartigen Kooperationen und mittel- bis langfristig angelegten Förderformen zu nutzen. Die VolkswagenStiftung sieht sich dabei als ebenso verlässlicher wie innovationsbereiter Partner mit einem breit gefächerten Förderinstrumentarium: Geld, Raum und Zeit stehen also zur Verfügung.

So gesehen besteht also kein Grund, „mit dem Rücken zur Wand“ stehen zu bleiben oder gar angesichts der Übermacht der Natur- und Technikwissenschaften alle Hoffnung fahren zu lassen. Trotz der zweifellos in vielen Massenuniversitäten schwierigen Situation der Geisteswissenschaften bietet sich an allen Ecken und Enden ein breites Portfolio neuer Chancen.

Anders als der Filmregisseur Herbert Achternbusch, der in den 1970er Jahren den paradox anmutenden Satz geprägt hat: „Du hast keine Chance, aber nutze sie,“ sehe ich eher die Gefahr, dass Chancen gar nicht erst genutzt werden, weil sie als solche nicht erkannt werden. Hier in Wolfenbüttel bin ich jedoch zuversichtlich, dass auch künftig die Entwicklungschancen der Geisteswissenschaften produktiv genutzt werden. Dazu begleiten Sie nicht nur meine Sympathien, sondern auch weiterhin alle durchaus auch konstruktiv-kritisch zu nutzenden Interaktionsmöglichkeiten. Für Sie, lieber Herr Schmidt-Glitzner, halte ich zwar zum Schluss kein finanzielles „Fördergeschenk“ bereit, aber ich bin zuversichtlich, dass Ihre Bibliothek der VolkswagenStiftung auch weiterhin „lieb und teuer“ bleiben wird.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.